

Maren Heibges¹

Mix-a-lot: Impulse der Mixed-Methods-Forschung für die Empirische Kulturwissenschaft²

Maren Heibges

Mix-a-lot: Mixed Methods Impulses for Empirical Cultural Studies (“Empirische Kulturwissenschaft”)

Abstract: “Mixed Methods” refers to the combination of qualitative and quantitative research methods within a research design. The mixed methods approach is shaped by a research community which is primarily active in the USA. How can anthropologists and ethnologists, who want or need to work across methodological boundaries – such as in interdisciplinary projects, when they intend to generalize their research findings more broadly, or when quantitative findings form the starting point of their qualitative investigations – benefit from the methodological impulses of the Mixed Methods community? My contribution examines the conceptual premises of mixed methods research, presents the three typical mixed methods research designs (convergent design, explanatory sequential design, exploratory sequential design), discusses new visual approaches for analyzing and presenting heterogeneous research data, and identifies as impulses for anthropologies and cultural studies: 1) that the mixed methods discourse can be used for a multi-layered method explication, even within purely qualitative research, 2) that the Mixed Methods community provides a specific vocabulary for anthropologists and ethnologists to precisely articulate where they can most effectively apply their methodological expertise in a heterogeneous co-laboration.

Keywords: Mixed Methods, Methodology, Qualitative Research, Quantitative Research, Research Design

In einem Meetingraum mit Blick über den wolkenverhangenen Berliner Himmel diskutierten Ärztinnen, Psycholog:innen, ein Arbeitswissenschaftler und ich meine Beobachtungen des Umgangs mit Familien-Stammbäumen in der Krebsberatung (Heibges 2019). „Lass uns doch mal ein Projekt mit deinen qualitativen und unseren

1 Maren Heibges geb. Klotz

2 Danksagung: Ich danke den zwei anonymen Reviewer:innen dieses Textes für ihr kluges und konstruktives Feedback sowie Anne Dippel für die exzellente Betreuung als Redakteurin. Ich danke des Weiteren meinen Kolleg:innen im Fachgebiet Arbeitswissenschaft, an der Charité und im Vielnamenfach für ihr Feedback und ihre Unterstützung des Artikels und meiner Mixed-Methods-Vorhaben. Franziska Günther war unersetzlich dabei, meine Grafik-Entwürfe professionell zu digitalisieren.

quantitativen Daten entwerfen. Was wäre da ein gutes Studiendesign?“, fragt mich eine der Ärztinnen überraschend. Ihre praktisch gemeinte Frage zur Ko-Laboration quantitativer und qualitativer Forschung bildet – mit einigen Recherchen und Folgegesprächen Abstand – Ausgangspunkt und „Ankunftsszene“ für diesen Artikel.

Was die Frage der Medizinerin so herausfordernd machte, war ihr spezifisches Interesse am *konkreten methodologischen Detail* einer potenziellen Zusammenarbeit. Epistemologische, konzeptionelle und reflexive Aspekte der Ko-Laboration mit Forschenden anderer Paradigmen wurden in den letzten Jahren in der Empirischen Kulturwissenschaft³ intensiv diskutiert (Bieler et al. 2021; Binder et al. 2013; Klausner/Niewöhner 2020). Dagegen findet sich zum methodologischen *How-to* einer heterogenen Methoden-Kombinatorik wenig. Die Relevanz einer Kombination von qualitativen und quantitativen Daten ist jedoch offensichtlich. Sie drängt sich nicht nur aus der Notwendigkeit zur ko-laborativen Forschung zur Erfassung der Folgen systemischer und hybrider Naturkultur-Phänomene auf (Gesing et al. 2019), sondern auch zur Erforschung struktureller Ungleichheitsfaktoren im Zusammenhang mit lebensweltlichen Erfahrungen (Wellgraf 2012). Sie scheint auch relevant im Hinblick auf die wissenschaftspolitischen Entwicklungen hin zu interdisziplinären Forschungszusammenhängen (Heibges et al. 2023), in denen Empirische Kulturwissenschaftler:innen ein transdisziplinäres Vokabular entwickeln müssen, um ihre eigenen methodologischen Interessen zu vertreten.

Das in der Empirischen Kulturwissenschaft bisher wenig diskutierte *How-to* einer heterogenen Methoden-Kombinatorik ist konstitutiver Fokus der sogenannten Mixed-Methods-Bewegung. Diese tritt an, die Kluft zwischen qualitativer und quantitativer Forschung zu überwinden, und folgt methodologisch einem pragmatischen „Whatever works“-Ansatz (Kuckartz 2014: 36). Mein Artikel befragt die forschungspraktischen Vorschläge der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft hinsichtlich ihrer methodologischen Potenziale für Empirische Kulturwissenschaftler:innen, die über methodologische Grenzen hinweg arbeiten wollen (oder müssen). Mit anderen Worten: Das Ziel dieses Artikels ist es, jene Aspekte des Mixed-Methods-Ansatzes herauszuarbeiten, die für Empirische Kulturwissenschaftler:innen von besonderem Interesse sein könnten, falls sie ko-laborativ oder auch in eigenen Einzelstudien mit qualitativen *und* quantitativen Daten arbeiten wollen oder müssen; die eigenen qualitativen Forschungsergebnisse stärker verallgemeinern wollen oder müssen; und für jene, die als Ausgangspunkt ihrer qualitativen Forschung quantita-

3 Mein Artikel entstand nicht lange nach der kontrovers diskutierten Umbenennung von Fachgesellschaft und Zeitschrift. Ist in diesem Artikel von „Empirischer Kulturwissenschaft“ die Rede, sind damit alle Variationen des Vielnamenfaches angesprochen. Das gleiche gilt für die Formulierung „Empirische Kulturwissenschaftler:innen“ – auch hier sind alle Angehörige des Vielnamenfaches gemeint.

tive Forschungsergebnisse nutzen möchten oder müssen. Was dieser Artikel explizit nicht ist oder sein will, ist ein genereller Aufruf, *alle* Empirischen Kulturwissenschaftler:innen müssten Ansätze aus der Mixed-Methods-Forschung übernehmen. Bezug nimmt mein Beitrag – das findet sich auch in der ambivalenten Formulierung „wollen oder müssen“ – gleichwohl auf inhaltliche (d. h. Forschung komplementär bereichernde) wie berufstaktische Potenziale (d. h. eine Unterstützung Empirischer Kulturwissenschaftler:innen, die aus Interesse *oder* den Realitäten des prekären Berufsfeldes „Wissenschaft“ interdisziplinär arbeiten).

Ich grenze zunächst ein, was unter Mixed-Methods-Forschung zu verstehen ist. Anschließend stelle ich typische, für Empirische Kulturwissenschaftler:innen nutzbare Forschungsdesigns der Mixed Methods Community vor. Dann widme ich mich Vorschlägen zur Auswertung und Präsentation heterogener Daten und diskutiere mögliche Reibungs- und Berührungspunkte zwischen Empirischer Kulturwissenschaft und Mixed-Methods-Forschung. In meinem Fazit identifiziere ich als konstruktive methodologische Impulse aus der Mixed Methods Community für Empirische Kulturwissenschaftler:innen mit einem Interesse an – oder Druck zur – Forschung über Paradigmen-Grenzen hinweg 1) vielfältige Elemente der Methoden-Explikation (Studienplanung, Auswertung, Ergebnispräsentation) und 2) dass die Mixed Methods Community konkretes Vokabular sowie forschungspraktische Orientierungshilfen für heterogene Ko-Laborationen bereitstellt.

Mixed Methods: Definition und Abgrenzung

Eine Forschungsgemeinschaft, die explizit unter dem Label „Mixed Methods“ agiert, hat sich vorrangig im englischsprachigen Raum entwickelt, besonders in den US-amerikanischen interdisziplinären Gesundheitswissenschaften der letzten 30 Jahre (Creswell 2022). Konstitutives Merkmal der Mixed Methods ist es, quantitative und qualitative Methoden in einem Forschungsdesign zu kombinieren – und damit erklärende sowie verstehende Perspektiven zu vereinen. Die Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft hat inzwischen einen klar abgegrenzten und infrastrukturell über Zeitschriften und Konferenzen verankerten wissenschaftlichen Diskursrahmen etabliert (Creswell 2022: 30). Das heißt, die Mixed Methods Community identifiziert sich *nicht* über einen Forschungsgegenstand, sondern – was mir ungewöhnlich und vielleicht auch nicht dauerhaft sinnvoll erscheint – über ihren Methodenkasten.

Wissenschaftsgeschichtlich existieren in den Kulturwissenschaften und Ethnologien durchaus praktische Beispiele für das „Mischen“ qualitativer und quantitativer Methoden in Forschung und Lehre (Kelle 2007: 47–48; Pelto 2017, 2015). Man denke nur an Bourdieu's „Die feinen Unterschiede“ (1987), das Marienthal-Projekt (Lazarsfeld et al. 1975) oder den Atlas der Volkskunde (Schmoll 2009). Mit anderen Worten: Hier soll nicht der Eindruck entstehen, es gäbe in der dem Vielnamenfach nahe ste-

henden Wissenschaftsgeschichte keine Beispiele heterogener, auch Praktiken des Zählens berücksichtigender Projekte, und ich komme im Verlauf des Artikels darauf zurück. Neu an der Mixed-Methods-Bewegung ist die wissenschaftliche Selbstidentifikation mit und ein umfassender methodologischer und definitorischer Diskurs über diese Praxis der heterogenen Methodenkombinatorik.

Methoden-Kombinationen werden oft ohne Differenzierung als „Mixed Methods“ bezeichnet, vermutlich weil das Label eine gewisse Expertise im Methodologischen signalisiert. (Auch mir redigierte vor einigen Jahren eine britische Mentorin das Label in den Methodenteil einer heterogenen ethnografischen Forschung [Klotz 2013]). Die Mixed-Methods-Forschungscommunity selbst grenzt sich jedoch davon ab, Methoden-Kombinationen immer als Mixed Methods zu klassifizieren. Heterogene, aber rein qualitative oder rein quantitative Forschungsdesigns würde sie beispielsweise als „multimethod research“ bezeichnen (Creswell 2022: 4). Mixed-Methods-Forschung ist entsprechend der gängigen Definition bzw. den Gütekriterien der Forschungscommunity (Creswell 2022: 2) nur dann erreicht, wenn – erstens – quantitative und qualitative Daten erhoben wurden und – zweitens – diese Daten im Rahmen der Forschungszielsetzung *und* im Zuge der konkreten Datenauswertung integriert wurden. Dementsprechend wird erwartet, dass bereits in der Forschungsfrage qualifiziert wird, mit welcher Absicht bzw. in Hoffnung auf welchen Mehrwert Daten „gemixt“ werden, und dass die erhobenen Datenbestände gemeinsam ausgewertet werden, also dass auch die heterogenen Forschungsmaterialien selbst und/oder Zwischenergebnisse bereits in Dialog gebracht werden. Drittens ist Mixed-Methods-Forschung nur dann realisiert, wenn zusätzlich auf Grundlage der integrativen Forschungszielsetzung und kombinierten Datenauswertung gemeinsame Schlussfolgerungen gezogen werden („Meta Inferences“ in der Sprache der Mixed Methods Community, Schoonenboom 2022). Die gemeinsamen Schlussfolgerungen sollten im Sinne eines „Mehr-als-die-Summe-der-einzelnen-Teile“ über die quantitativen und qualitativen Einzelergebnisse hinausgehen. Diese konstitutiven Merkmale des Mixed-Methods-Labels sollen sicherstellen, dass ein analytischer und nicht nur rein additiver Bezug zwischen den heterogenen Forschungsmaterialien hergestellt wird.

Illustrative Beispiele dafür, wie Mixed-Methods-Forschung unter Beteiligung von Kulturwissenschaft & Ethnologien aussehen kann, liefern die Arbeiten der US-amerikanischen Anthropologin (und ehemaligen Studentin des verstorbenen Stefan Beck) Elizabeth Roberts in Mexiko (Huberts et al. 2023; Roberts 2021). Roberts nahm beispielsweise als Ausgangspunkt einer ethnografischen Forschung – in Ko-Laboration mit Epidemiologinnen – quantitative Umfrageergebnisse, dass die eher armen und bildungsfernen Teilnehmer:innen einer großen Kohorten-Studie in Mexiko kaum Leitungswasser, sondern teure und ungesunde Limonaden tranken, obwohl ihre Haushalte problemlos ans Wassernetz angeschlossen waren. Roberts untersuchte die Wassernutzung in einem Wohnviertel der Kohorte durch wiederkeh-

rende narrative Interviews und ethnografische Beobachtungen des Familienalltags, der Essgewohnheiten und der Wassernutzung. Sie ließ zusätzlich detaillierte Messungen der Wasserqualität in den Haushalten durchführen. Ihre Kolleginnen und sie konnten zeigen, dass die meisten Haushalte nicht durchgehend, sondern nur periodisch mit Wasser versorgt wurden – dieses war in der quantitativen Befragung so nicht zu erfassen. Die intermittierende Wasserversorgung führte dazu, dass fast alle Haushalte mit Zisternensystemen arbeiten mussten. Und während die Wasserqualität am Wasserhahn gut war, sank die Wasserqualität in den Zisternen tatsächlich nach kurzer Zeit unter die Trinkwassergrenze. Intermittierende Wasserversorgung war grundsätzlich ein wiederkehrendes Gesprächsthema im Viertel. Selbst Haushalte, die nicht selbst darunter litten, machten sich aufgrund ihrer nachbarschaftlichen *first-hand experience* mit dem Thema Sorgen um Wasserversorgung und Wasserqualität. Der hohe Limonaden-Konsum war im Lichte dieser Forschungsergebnisse nun nicht mehr nur mit der zweifelsohne aggressiven Werbung des Coca-Cola-Konzerns im Viertel zu erklären. Gerade die Frauen des Viertels bezahlten, in den Worten von Roberts und ihren Kolleginnen (meine Übersetzung), für eine verlässliche Wasserversorgung mit Geld (für Speichersysteme), Zeit (für das Management der improvisierten Speichersysteme), Unsicherheit (Routinen mussten der sich ständig ändernden Verfügbarkeit von Wasser angepasst werden) und dem Ausschluss von einer kostenlosen Trinkwasserversorgung (Huberts et al. 2023: 18). Als Reaktion auf Roberts' Forschungsergebnisse wurde tatsächlich ein *Item* (d. h. eine Aussage, Frage oder Behauptung eines quantitativen Fragebogens) einer großen nationalen mexikanischen Umfrage so geändert, dass nun nicht nur gefragt wurde, ob ein Haushalt überhaupt ans Wassernetz angeschlossen ist, sondern auch, ob es zu Versorgungsausfällen kommt.

Roberts' Forschung zur intermittierenden Wasserversorgung (Huberts et al. 2023; Roberts 2021) würde unter das Label „Mixed Methods“ fallen, da sie Fragebogendaten mit ethnografischer Forschung verknüpft (also, entsprechend Kriterium 1, quantitative und qualitative Daten verknüpft). Des Weiteren verfolgte Roberts die Forschungszielsetzung, das Fragebogenergebnis zum Limonaden-Konsum und der vermeintlich perfekten Trinkwasserversorgung mithilfe ethnografischer Daten zu hinterfragen. Anschließend wertete Roberts ihre ethnografischen Daten im Dialog mit den Fragebogendaten aus – was zur Entdeckung führte, dass im Fragebogen letztlich nicht die richtigen Fragen zur Wasserversorgung gestellt wurden. (Roberts integrierte folglich, entsprechend Kriterium 2, in Forschungszielsetzung *und* Datenauswertung heterogene Daten). Abschließend konnte Roberts basierend auf den Fragebogenstudien und ihrer Ethnografie schlussfolgern, dass der hohe Limonaden-Konsum zumindest teilweise auf mangelnde Trinkwasserqualität zurückzuführen ist (d. h. es wurden, entsprechend Kriterium 3, gemeinsame Schlussfolgerungen gezogen).

Studienplanung mit Mixed-Methods-Forschungsdesigns

Welche Modelle für Studienplanung und Studiendesign über methodologische Grenzen hinweg können die Mixed Methods für Empirische Kulturwissenschaftler:innen bereitstellen? Innerhalb der Mixed Methods Community differenziert man üblicherweise drei grundlegende Forschungsdesigns zur Kombination von Methoden: das Konvergenz-Design, das Vertiefend-Sequenzielle Design und das Explorativ-Sequenzielle Design. Im englischen Original spricht man vom *Convergent Design*, *Explanatory Sequential Design* und *Exploratory Sequential Design* (Creswell 2018: 217–244). Der Ansatz, spezifische Forschungsdesigns strukturell festzulegen, mag für Kulturwissenschaftler:innen auf den ersten Blick formalistisch erscheinen, erweist sich jedoch auf den zweiten Blick als hilfreich, um zu bestimmen, an welchen konkreten Punkten im Forschungsdesign qualitative und quantitative Daten gewinnbringend in Dialog treten können. (Man denke an die zu Beginn geschilderte Frage der Ärztin nach dem konkreten Wie einer methodischen Zusammenarbeit). Des Weiteren geben die Forschungsdesigns Aufschluss darüber, in welcher zeitlichen Abfolge die Forschungsstrecke sinnvoll zu planen ist und ob spezifische Details bei der Auswahl von Forschungsteilnehmenden und Beobachtungsorten (d. h. beim *Sampling*) zu beachten sind.

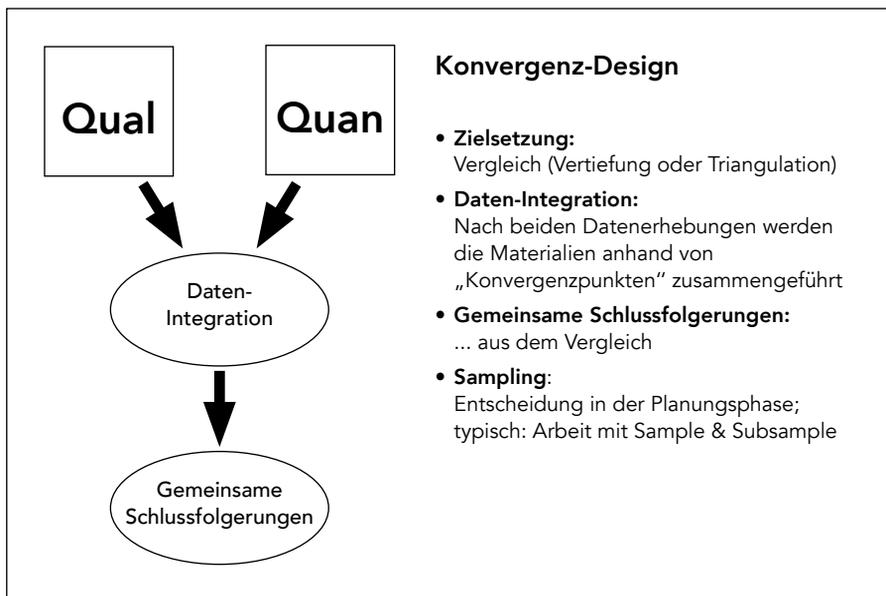


Abb. 1: Konvergenz-Design zur Mixed-Methods-Forschung

Beim ersten grundlegenden Mixed-Methods-Forschungsdesign, dem Konvergenz-Design (siehe Abbildung 1), besteht das primäre Forschungsziel darin, qualitative

und quantitative Ergebnisse miteinander zu vergleichen. Diese können dann zur Vertiefung oder auch Triangulation (zu diesem durchaus kontroversen Begriff später mehr) herangezogen werden. Im Unterschied zu den anderen beiden grundlegenden Mixed-Methods-Forschungsdesigns erfolgt beim Konvergenz-Design die Erhebung von quantitativen und qualitativen Daten simultan, nicht sequenziell. Dies macht das Konvergenz-Design aus meiner Perspektive zum potenziell problematischsten Mixed Method Design für Empirische Kulturwissenschaftler:innen, da aufgrund der parallelen Datenerhebung die quantitativen und qualitativen Forschungspfade nicht auf jeweilige Zwischenergebnisse des anderen reagieren können. Dieser fehlende Reaktionsspielraum diktiert ein weitgehend deduktives Forschungsvorgehen.

Der Name Konvergenz-Design (im Englischen wie auch im Deutschen wird teilweise auch von „Parallel-Design“ gesprochen, was jedoch weniger anschaulich erscheint) bezieht sich darauf, dass beim Konvergenz-Design heterogene Forschungsdaten anhand inhaltlicher „Konvergenzpunkte“ integriert (also zusammengeführt) werden (Creswell 2022: 52–53; Kelle 2007: 71–76). Beispielsweise untersuchte die Gesundheitswissenschaftlerin Durante mit Kolleg:innen (2022) in einem solchen Konvergenz-Design Belastungen und Resilienzen von Menschen, die schwer erkrankte Verwandte oder Freunde zu Hause pflegen. Bei Durante et al. waren die inhaltlichen Konvergenzpunkte dementsprechend die gesuchten Resilienz- und Belastungsfaktoren von pflegenden Angehörigen. In ihrem Konvergenz-Design befragten sie eine große Gruppe von Forschungsteilnehmenden mit zwei Resilienz- und Belastungs-Fragebögen. Eine kleinere Subgruppe dieser Forschungsteilnehmenden wurde zusätzlich semi-strukturiert zu Themen interviewt, welche auch in den quantitativen Erhebungsinstrumenten behandelt wurden. Die Forschenden analysierten anschließend mithilfe der qualitativen Daten, ob sich noch zusätzliche, noch nicht in den Fragebögen abgebildete Resilienz- und Belastungsfaktoren finden ließen. Sie nutzten die Ergebnisse der Interviews zudem, um die Fragebogenergebnisse zu vertiefen. Durante et al. konnten so die soziale Verankerung als wichtigen Resilienzfaktor für pflegende Menschen identifizieren und aufzeigen, dass gerade die fehlende Planbarkeit bzw. Unvorhersehbarkeit der Pflegesituation zu hohen Belastungswerten bei den Pflegenden beitrug.

Wer im Konvergenz-Design beforscht wird, also welche *Sampling*-Strategie man verfolgt, muss bereits in der Planungsphase der Forschung festgelegt werden. Typisch ist die Arbeit mit einem qualitativen *Sub-Sample* eines größeren quantitativen *Samples*. Gemeinsame Schlussfolgerungen ergeben sich aus dem Vergleich der quantitativen und qualitativen Ergebnisse im Hinblick auf die identifizierten inhaltlichen Konvergenzpunkte. Um die parallel erhobenen Daten anhand der Konvergenzpunkte in produktiven analytischen Dialog zu bringen, wird gerade im Konvergenz-Design gern mit Datenvisualisierungen, sogenannten *Joint Displays* oder „integrativen Darstellungen“ (Fetters/Tajima 2022; Kelle 2007: 136–152) gearbeitet, auf die

ich im Verlauf dieses Artikels zurückkommen werde. Durante zeigte als gemeinsame Schlussfolgerung, dass eine hohe, quantitativ gemessene Belastung von Pflegenden besonders mit der qualitativ beschriebenen Kontingenz privater Pflegearrangements zusammenhängen kann.

Die Arbeit im Konvergenz-Design setzt voraus, dass bereits in der Forschungsplanung klar ist, worin die inhaltlichen Konvergenzpunkte liegen könnten. Darin liegt also die Hauptherausforderung der Nutzung des Designs, neben dem eingangs erwähnten deduktiven Charakter und der fehlenden Überraschungsoffenheit des Designs. Beide Datenerhebungen müssen aufeinander bezogen werden: zum Beispiel, indem Fragebogen-Items auch in Interviews offen abgefragt werden oder auf Themen des Fragebogens in Beobachtungssequenzen besonders geachtet wird. Dementsprechend empfiehlt sich für Empirische Kulturwissenschaftler:innen die Nutzung des Designs tendenziell eher für kleinere und erprobte Ko-Laborationen, bei denen es möglich ist, Erhebungsinstrumente detailliert gemeinsam im Vorfeld zu diskutieren, oder auch für Einzelforschungen, die sich auf wenige, vorher selbst ausgewählte Fragebogenpunkte beziehen. Das Design eignet sich *nicht* für Forschungsgegenstände und -verläufe, die extrem überraschungsoffen konfiguriert sind, und nicht für Teams, die so groß oder so lose organisiert sind, dass eine detaillierte inhaltliche Erhebungsplanung im Vorfeld nicht möglich ist.

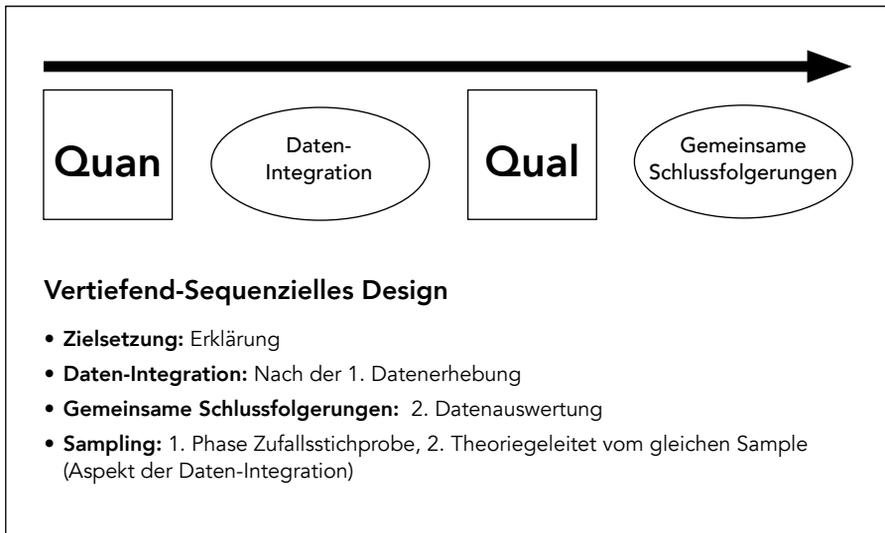


Abb. 2: Vertiefend-Sequenzielles Design

Das Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesign – kurz auch als *Vertiefungsdesign* (Kuckartz 2014: 78–81) bezeichnet – arbeitet im Kontrast zum Konvergenz-Design mit einer sequenziellen, also zeitlich aufeinander aufbauenden Datenerhebung

(siehe Abbildung 2). Hier müssen die inhaltlichen Konvergenzpunkte weniger klar in der Planungsphase herausgearbeitet werden. Auf Englisch firmiert dieser Ansatz als *Explanatory Sequential Design* (z. B. Creswell 2018: 221–224). Das Design soll quantitative Forschungsergebnisse qualitativ *erklären* bzw., will man die Klippe „erklären versus verstehen“ umschiffen, *vertiefen*. Mit anderen Worten: Beim Vertiefend-Sequenziellen Mixed-Methods-Forschungsdesign findet mit dem Forschungsziel einer Vertiefung von Ergebnissen zunächst eine quantitative Erhebung und Auswertung statt, gefolgt von einer qualitativen Erhebung. Die quantitativen Ergebnisse der ersten Forschungsphase werden genutzt, um aus ihnen die konkreten Fragestellungen der qualitativen Forschungsphase abzuleiten. Gut geeignet und oft genutzt für Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesigns sind beispielsweise Forschungsvorhaben, die – in Bourdieu’scher Tradition – Fragebogendaten oder auch bevölkerungsstatistische Daten zum Zusammenhang von sozialer Herkunft, Bildungsentscheidungen und Bildungserfolgen nutzen, um auf ihrer Grundlage Interviews und Beobachtungen durchzuführen. Letztere fokussieren auf individuelle Erfahrungen und Habitus und versuchen diese wiederum in einen strukturellen Zusammenhang zu stellen (z. B. Reay 2021; Seghers et al. 2019).

Die konkrete Integration qualitativer und quantitativer Forschungsdaten findet beim Vertiefend-Sequenziellen Mixed-Methods-Forschungsdesign bereits nach der ersten Datenerhebung statt, indem die Ergebnisse der ersten Phase auf das Design bzw. die konkreten Fragestellungen der zweiten Erhebungsphase bezogen werden. Gesampelt wird dementsprechend zunächst eine Zufallsstichprobe zum Thema und dann, in der zweiten Erhebungsphase, theoriegeleitet – soweit möglich aus dem gleichen *Sample*. Die gemeinsamen Schlussfolgerungen lassen sich dann aus den Ergebnissen der zweiten, qualitativen Auswertung ableiten. Etwa zeigen Reay (2021) oder Seghers et al. (2019), wie es aufgrund von Fremdheitserfahrungen und fehlendem sozialen und kulturellen Kapital zu weniger Bildungserfolgen von Kindern und Jugendlichen aus der *Working Class* kommt, basierend auf quantitativen Ausgangspunkten und der qualitativen Fortführung der Erhebung.

Für Empirische Kulturwissenschaftler:innen bietet das Vertiefend-Sequenzielle Design zwei signifikante Potenziale: Erstens eignet sich das Design besonders gut, um strukturelle Diskriminierungs- und Stratifizierungsfaktoren vertiefend zu untersuchen. In diesem Zusammenhang dienen die quantitativen Daten als inhaltlicher Ausgangspunkt, beispielsweise für eine empirisch-kulturwissenschaftliche Einzelforschung zu Phänomenen sozialer Ungleichheit. Zweitens ermöglicht das Design eine Ko-Laboration bzw. eine klare Rollendefinition qualitativer Forschung gegenüber vorrangig quantitativ oder quantitativ-positivistisch ausgerichteten Forschungskontexten. Hier adressiert die qualitative Forschungsphase gezielt unklare oder bemerkenswerte quantitative Ergebnisse und ermöglicht eine Vertiefung oder Erklärung derselben. Das Design erfreut sich in der quantitativen Forschungscommu-

nity großer Beliebtheit und wird oft sogar synonym zu „Mixed Methods“ verwendet (Creswell 2022: 53–55). Taktisch betrachtet (und wahrscheinlich auch die Realität vieler interdisziplinär und eher angewandt arbeitender Empirischer Kulturwissenschaftler:innen reflektierend) stellt das Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesign also den bevorzugten Ansatz dar, um qualitative Forschung gegenüber oftmals hierarchisch höher angesiedelter quantitativer Forschung zu fundieren und zu positionieren. Das bedeutet aber auch, dass das Forschungsdesign zumindest in ko-laborativen Zusammenhängen ein hohes Maß an Reaktion der qualitativ Forschenden auf die quantitativen Daten voraussetzt und somit einen relativ hohen Grad der „Fremdsteuerung“ mit sich bringt.

Die qualitative zweite Forschungsphase des Vertiefend-Sequenziellen Designs lässt sich dementsprechend auch für rein quantitativ ausgebildete Forschende relativ leicht umsetzen, weil sie vorrangig reaktiv angelegt ist – beispielsweise indem unklare Ergebnisse der quantitativen Erhebung zur Grundlage eines Interviewleitfadens gemacht werden. Für qualitativ ausgebildete Forschende ist dagegen beim Vertiefungsdesign gerade der quantitative Einstieg herausfordernd. Für Forschungsfragen rund um Bildung, Diskriminierung und Distinktion eignen sich jedoch bereits relativ unkomplizierte Daten des Statistischen Bundesamtes für die erste quantitative Phase. Diese sollten dementsprechend auch für Forschende mit begrenzten Statistikkenntnissen nutzbar sein.

Die quantitative Arbeit mit Fragebögen ist hingegen komplexer, und es ist ein typischer Fehler von „Qualis“, Fragebogen-Design zu unterschätzen, so meine Erfahrung aus der interdisziplinären Lehre. Fragebögen sollten beispielsweise mehrfach *validiert* sein (d. h. durch pilotierende Tests und begleitende Interviews geprüft). Sind Fragebögen nicht validiert, besteht die Gefahr, nicht das zu erheben, was man eigentlich erfassen möchte. Und je stärker ein Fragebogen auf subjektive Sichtweisen abzielt statt auf demografische Faktoren und Ereignisse, desto höher ist die Gefahr – auch im Sinne der üblichen kultur- und sozialwissenschaftlichen Kritik an quantitativer Forschung –, an Grenzen der Übersetzbarkeit zwischen Skalen und Zahlen und inneren Zuständen zu stoßen (Uher 2021). Zudem entsteht sehr viel Aufwand, wenn man versucht, das Fragebogen-Design und die Validierung selbst durchzuführen. Deshalb empfiehlt sich die Neu-Konzeption eines Fragebogens eher nicht, sondern die Nutzung eines existierenden Fragebogeninstruments. Und mit diesen selbst gesammelten Daten muss eigenständiger gerechnet werden als mit deskriptiven Statistiken zu Bildungsabschlüssen oder ähnlichem. Ein solch eigenständiger Umgang mit Fragebögen kann jedoch selbstverständlich nach dem Studium erlernt oder wieder durch Ko-Laboration realisiert werden.

Das dritte typische Forschungsdesign der Mixed-Methods-Forschung ist das Explorativ-Sequenzielle Design (Creswell 2018: 224–26), von Kuckartz (2014: 81–84) ins Deutsche auch als *Verallgemeinerungsdesign* übersetzt, aufgrund seines Po-

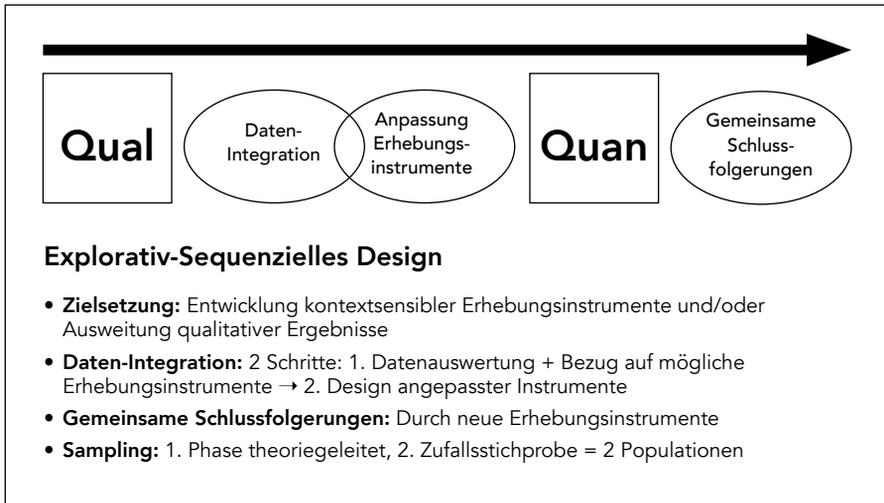


Abb. 3: Explorativ-Sequenzielles Design

tenzials, qualitative Forschungsergebnisse durch eine anschließende quantitative Forschungsphase auszuweiten (siehe Abbildung 3). Das Explorativ-Sequenzielle Design beginnt mit einer qualitativen Forschungsphase und deren Auswertung. Die Ergebnisse dieser Phase werden anschließend verwendet, um ein quantitatives Erhebungsinstrument zu verfeinern oder sogar neu zu entwickeln. Dieses angepasste quantitative Erhebungsinstrument wird dann eingesetzt, um detailliertere Aussagen zur Häufigkeit oder Robustheit der qualitativen Ergebnisse treffen zu können. Aus meiner Sicht ist das Explorativ-Sequenzielle Design das am meisten Handlungsspielraum ermöglichende Design für Empirische Kulturwissenschaftler:innen, weil es beispielsweise ein überraschungsoffenes Vorgehen erlaubt und Möglichkeiten bereitstellt, qualitative Forschung in eher quantitativ orientierten Zusammenhängen relevant zu machen.

Cabrera (2011) – um ein illustratives Beispiel zu nennen – verwendete ein Explorativ-Sequenzielles Design, um durch qualitative Interviews typische Einstellungen weißer männlicher College-Studenten zu Rassismus herauszuarbeiten. Anschließend integrierte er die identifizierten Schlüsselthemen in eine quantitative Langzeitstudie zum College-Leben. Dadurch konnte er verdeutlichen, dass die identifizierten Rassismen tatsächlich weit verbreitet waren und auch über die Zeit stabil. Zudem zeigte er, dass die Teilnahme an Diskussionen über Rassismus – als einzige College-Aktivität von vielen – rassistische Einstellungen weißer Studenten schwächen konnte.

Ein weiteres Beispiel für ein Explorativ-Sequenzielles Mixed-Methods-Design ist eine Studie von Hardy et al. (2021), in der sie zunächst über Interviews typische

Corona-Verschwörungserzählungen sammelten und später die Verbreitung dieser Erzählungen über das politische Spektrum quantitativ überprüften. Sie konnten zeigen, dass in den USA unterschiedliche Institutionen von rechten (z. B. WHO) und linken (z. B. Unternehmen) Verschwörungserzählungen betroffen waren, narrative Elemente sich aber stark ähnelten, z. B. Beschreibungen einer korrupten Elite.

Ähnlich dem Vertiefend-Sequenziellen Design erfolgt die Integration der qualitativen und quantitativen Daten beim explorativen Design insbesondere dadurch, dass die Ergebnisse der ersten, in diesem Fall qualitativen, Forschungsphase zur Konkretisierung der zweiten, nun quantitativen, Phase herangezogen werden. Diese Konkretisierung erfolgt durch die Anpassung, Suche oder Neuentwicklung eines quantitativen Erhebungsinstruments, zum Beispiel eines bestimmten validierten Fragebogens. Gemeinsame Schlussfolgerungen werden im Explorativ-Sequenziellen Design aus der Auswertung dieser zweiten quantitativen Phase gezogen. Beim *Sampling* wird mit zwei Gruppen gearbeitet: Typischerweise erfolgt das *Sampling* für die erste qualitative Phase theoriegeleitet, während die zweite quantitative Forschungsphase eine Zufallsstichprobe benötigt. Das übergeordnete Forschungsziel des Explorativ-Sequenziellen Mixed-Methods-Designs liegt einerseits, in eher quantitativ orientierten Forschungszusammenhängen, in der Entwicklung besonders kontextsensibler quantitativer Erhebungsinstrumente wie Fragebögen oder Protokollen für Experimente. Andererseits zielt es in qualitativ orientierten Forschungszusammenhängen auf die Ausweitung oder systematische Kontextualisierung von anfänglich begrenzten qualitativen Forschungsergebnissen ab.

Das Explorativ-Sequenzielle Design birgt also für Empirische Kulturwissenschaftler:innen das Potenzial, Ergebnisse zu erweitern oder sogar zu generalisieren. Es eignet sich, erstens, besonders gut für Forschungskollaborationen, bei denen qualitativ Forschende gleichberechtigt oder sogar anweisend mit quantitativ Forschenden zusammenarbeiten, und, zweitens, genauso für Einzelforschungen, in denen eine Empirische Kulturwissenschaftler:in qualitative Ergebnisse im Hinblick auf allgemeinere Fragestellungen oder als Reaktion auf stark quantifizierende Diskussionszusammenhänge relevant machen möchte. Letzteres setzt allerdings voraus – ähnlich den oben diskutierten Herausforderungen beim Vertiefend-Sequenziellen Design –, dass die oder der Forschende ausreichend Statistik-Kenntnisse für die quantitative Weiterarbeit erwerben konnte oder die Forschung von vornherein im Hinblick auf ein ihr oder ihm bekanntes quantitatives Erhebungsinstrument plant. So wusste beispielsweise Cabrera (2011) um die Existenz und die Inhalte einer laufenden Langzeitstudie zu Rassismen an Universitäten und hatte langfristig geplant, die Inhalte seiner qualitativen Forschung als Teil der Umfrage weiterverfolgen zu lassen. Für Einzelforschungen bietet es sich also an, gleich zu Beginn der Forschung zu recherchieren (um eine mögliche Überforderung nach Abschluss der qualitativen Datenerhebung zu vermeiden), welche quantitativen Erhebungsinstrumente zum

Thema grundsätzlich existieren und sich möglicherweise anpassen oder, durch die Platzierung von zusätzlichen Fragen, mitbenutzen ließen.

Zusammengefasst: Von den drei typischen Mixed-Methods-Forschungsdesigns antwortet das Vertiefend-Sequenzielle Design möglicherweise am treffendsten auf Forschungsfragen und methodologische Desiderate der Empirischen Kulturwissenschaft, da es überraschungsoffene Forschung und eine qualitativ orientierte Projektleitung ermöglicht und qualitative und ethnografische Ergebnisse durch Auskunft über deren Verteilung oder Häufigkeit stärken kann. Gleichzeitig setzt auch das Explorativ-Sequenzielle Design voraus, dass quantitative Expertise durch Ko-Laboration oder durch Weiterbildung und Recherchen vorhanden ist.

Auswertung und Präsentation heterogener Daten: Joint Displays (Integrative Darstellungen)

Welche Handreichungen zur heterogenen Datenauswertung halten die Mixed Methods für Empirische Kulturwissenschaftler:innen bereit? Eine integrierte Datenauswertung kann auf vielerlei Weise realisiert werden, beispielsweise traditionell auf Grundlage von Auswertungsnotizen und einem daraus entstehenden Text, welcher die Ergebnisse der verschiedenen Forschungsmethoden in Beziehung setzt. In der Mixed Methods Community hat sich die Nutzung von sogenannten *Joint Displays* – von Kuckartz (2014: 136) als „integrative Darstellungen“ bezeichnet – als Werkzeug zur integrierten Datenauswertung etabliert (Guetterman et al. 2015, 2021). *Joint Displays* sind visuelle Darstellungen von heterogenen Daten, die oft nach ersten Zwischenergebnissen angeordnet sind. Diese integrativen Darstellungen nehmen häufig die Form von Tabellen, Kartierungen oder Infografiken an. Ihr Hauptziel ist es, eine umfassende Datenanalyse über verschiedene Materialien hinweg zu ermöglichen und potenzielle Muster oder Zusammenhänge in den Daten zu identifizieren. Zudem dienen sie der Dokumentation des gleichen Analyseprozesses, um eine späterhin intersubjektiv nachvollziehbare (Steinke 2000: 324) Repräsentation von Auswertung und Dateninterpretation zu gewährleisten. Mit anderen Worten: *Joint Displays* erfüllen eine Doppelfunktion als Analysewerkzeug für besonders heterogene Daten wie auch als Visualisierung komplexer Interpretationen.

Letztlich sind dem *Joint Display*-Genre keine Grenzen gesetzt, wobei die Arbeit mit integrativen Darstellungen noch relativ unbekannt ist und wenig Vorlagen, Schablonen und Tipps existieren. Kuckartz (2014: 99–121) liefert eine hilfreiche und umfangreiche Übersicht möglicher Varianten in deutscher Sprache, die mithilfe des Programms MaxQDA generiert werden können, und Guetterman et al. (2021) liefern eine systematische Review des Genres *Joint Displays* in englischer Sprache. Abbildung 4 und Abbildung 5 zeigen die große Bandbreite möglicher integrativer Darstellungen (beide wurden als hilfreiche Beispiele in der Literatur hervorgehoben, Guetterman 2015, 2021).

Treatment benefits	Change in music therapy ^a	Change in music medicine ^a	Patient experiences
↑MT, ↓MM	0.65 to 1.88	-0.11 to 0.38	<ul style="list-style-type: none"> • Emphasize the importance of therapeutic relationship and support by therapist • Enjoy the creative aspect of music making • Are hopeful for the future
↑MM, ↓MT	-0.46 to 0.59	0.33 to 1.63	<ul style="list-style-type: none"> • Apprehensive about active music making • Prefer familiarity of pre-recorded music • Hesitant about exploring feelings related to cancer
↑MT, ↑MM	0.61 to 1.07	0.73 to 1.37	<ul style="list-style-type: none"> • Strong conviction about the power of music to support and give hope • Use music for mental escape • Use music for emotional exploration and value processing of emotions with therapist
↓MT, ↓MM	-0.67 to -1.03	-0.52 to -1.06	<ul style="list-style-type: none"> • Hold little hope for the future • Music evokes sad and traumatic memories • Feel inadequate regarding music making and singing • Prefer aesthetics of original recordings

↑ great improvement, ↓ less improvement or worsening
^a Range of scores (average of z-scores for mood, anxiety, depression, and pain)

Abb. 4: Integrative Darstellung von Patient:innen-Erfahrungen und Therapie-Erfolgen. Hervorgehoben als positives Beispiel einer integrativen Darstellung von Guetterman, Fetters, und Creswell (2015: 560) und ursprünglich veröffentlicht von Bradt et al. (2015: 1269).

Die auf Abbildung 4 gezeigte integrative Darstellung von Daten entspricht einem oft in den Mixed Methods genutzten Format, nach dem relevante Kategorisierungen tabellarisch nebeneinander angeordnet und aufeinander bezogen werden (*Side-by-Side Display*, Guetterman et al. 2021). Die tabellarische Darstellung bezieht sich auf eine Studie, bei der zwei verschiedene Formen der Musik-Intervention (klassisch aktivierende Musik-Therapie und durch die Patientin eher passiv rezipierte „Musik-Medizin“, d. h. vorgespielte Musik) als psycho-onkologische Begleittherapie für Krebspatient:innen untersucht wurden. Eine quantitative Typologie des Behandlungserfolges und deren zahlenmäßige Begründung wird übersichtlich in den ersten drei Spalten und Zeilen dargestellt: Von Menschen, die nur von der Musiktherapie, nicht aber von der Musikmedizin profitierten; über Menschen, die nur von der Musikmedizin, nicht aber von der Musiktherapie profitierten; über Menschen, die von beiden Interventionsvarianten profitierten; zu Menschen, die auf beide Therapieformen nicht mit Erleichterung von Krankheitsangst, Depressionen oder auch weniger Schmerzempfinden reagierten. In der letzten Spalte finden sich wiederum auf qualitativen Interviews beruhende Beschreibungen der Zugänge und Erfahrungen von Patient:innen im Rahmen der Musikintervention. Zeile für Zeile werden qualitative Charakterisierungen den jeweiligen quantitativen Behandlungserfolg-Typologien zugeordnet. Beispielsweise wird deutlich, dass die Menschen, denen die Musikintervention keine messbare Hilfe im Sinne von Stress-, Schmerz- und Angstbewältigung bereitstellte, Musik eher als Zugang zu negativen und traumatischen Erinnerungen empfanden und dass Menschen, die keinen aktiven Zugang zu Musik hatten, auch eher von der auf passive Rezeption setzenden „Musikmedizin“ profitieren konnten. Letztlich fundiert die integrative Darstellung die quantitative Typen-

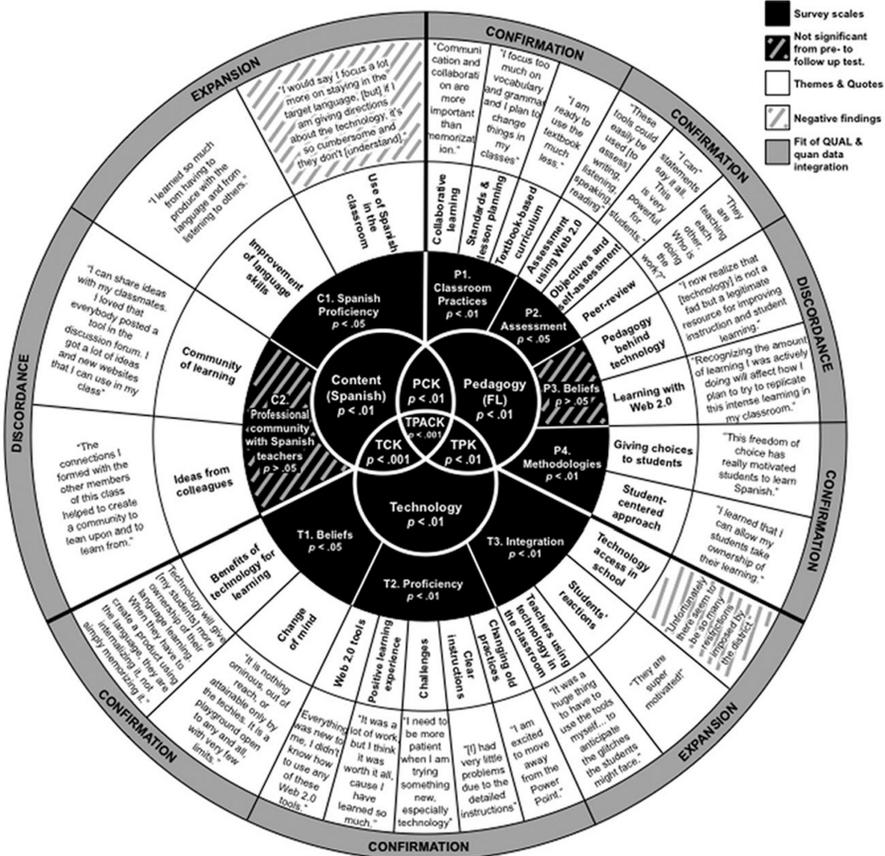


Abb. 5: Integrative Darstellung einer pädagogischen Theorie im Bereich Digitalisierung und Didaktik („TPACK“) und ihrer Mixed-Methods-Operationalisierung. Hervorgehoben als positives Beispiel einer integrativen Darstellung von Guetterman, Fábregues, und Sakaki (2021: 6) und ursprünglich veröffentlicht von Bustamante (2019: 171).

bildung mit qualitativen Daten und evoziert für die Leserin quantitativ wie qualitativ „dicht“, wie – und letztlich auch zumindest in Ansätzen *warum* – verschiedene Persönlichkeitstypen unterschiedlich gut von Musikinterventionen profitieren.

Abbildung 5 zeigt wiederum eine integrative Darstellung, welche das simple tabellarische Format verlässt und stattdessen mit einer konzentrischen Kreisgrafik arbeitet. Die Grafik integriert Theorie-Elemente und heterogene Daten einer erziehungswissenschaftlichen Mixed-Methods-Forschung im Bereich Digitalisierung und Didaktik. Die Darstellung ist dem Genre theoriebasierter *Joint Displays* zuzuordnen, also integrativen Darstellungen, welche versuchen zu zeigen und nutzbar zu machen, wie eine Theorie für ein Forschungsvorhaben operationalisiert wird (Guetter-

man et al. 2021: 6). Letztlich wird durch den *Joint Display* versucht, den Theorie-Daten-Nexus umfassend zu fixieren und transparent zu machen.

Zur weiteren Beschreibung der Grafik: Abbildung 5 bezieht sich auf eine die Forschung strukturierende pädagogische Theorie, genannt *TPack* (Technological Pedagogical Content Knowledge Model). Die Autorin der integrativen Darstellung beforschte eine spanische Fortbildungsmaßnahme zur effektiven Mediennutzung im Unterricht und die folgende Umsetzung des Gelernten durch die Workshop-Teilnehmenden. Drei in der *TPack*-Theorie konstitutive didaktische Elemente (muttersprachlicher Inhalt – in diesem Fall Spanisch, Fachdidaktik und Technologienutzung) finden sich als Kreise im Zentrum der Grafik. Der nächste konzentrische Kreis zeigt genutzte Fragebogen-Skalen in schwarz, gefolgt von konzentrischen Kreisen in weiß, welche kodierte Themen und Interviewzitate zeigen. Statistisch nicht signifikante Ergebnisse und Berichte über negative Erfahrungen im Programm sind mit gestrichelten Linien hinterlegt. Der äußerste Kreis des diskutierten *Joint Displays* visualisiert gemeinsame Schlussfolgerungen, indem er die Passung zwischen quantitativen und qualitativen Daten labelt – als bestätigend, vertiefend oder widersprüchlich. Widersprüche, zum Beispiel zwischen qualitativ berichteten positiven Erfahrungen und nicht-signifikanten quantitativen Ergebnissen zum Lernergebnis, nahm die Autorin zum Anlass, Elemente ihres Fragebogens zu überarbeiten. Grundsätzlich zeigt der *Joint Display* anschaulich, wie eine Theorie in alle Aspekte einer Studie integriert sein kann.

Hilfreich zur Erstellung integrativer Darstellungen ist die Arbeit mit Software zur Mixed-Methods-Datenanalyse, welche es beispielsweise ermöglicht, die qualitativen Daten auf Grundlage quantitativer Strukturkategorien zu ordnen. Eine Doktorandin fertigte beispielsweise in einem von mir angeleiteten Mixed Methods Workshop ad hoc eine integrative Darstellung ihrer Hochschulforschung an: Auf der horizontalen Achse legte sie eine Typologie von Universitäten ab, die sich aus ihrer quantitativen Analyse von Hochschul-Performance-Kriterien ergeben hatte. Auf der vertikalen Achse ordnete sie typische Interviewzitate zu verschiedenen bereits codierten Themen der Hochschulverwaltungspraxis an. Die Darstellung ließ sich schnell produzieren, weil sie in ihrer Daten-Analyse-Software die codierten Interviews bereits der quantitativen Typologie zugeordnet hatte. Wir konnten anschließend gemeinsam im Workshop diskutieren, welche Interpretationsansätze sich für die unterschiedlichen Hochschultypen aus ihrem Interviewmaterial ergaben.

In ihrem Ansatz ähneln die *Joint Displays* Clarkes (2005) situationsanalytischen Kartierungen, welche in der Empirischen Kulturwissenschaft bekannter sein dürften: Clarkes Mapping-Techniken zielen darauf ab, die Komplexität und Vielschichtigkeit sozialer Situationen zu erfassen, indem sie verschiedene Elemente wie Akteure, Handlungen und Diskurse in einer Art Netzwerk visualisieren. Sie stellen damit ähnlich den *Joint Displays* einen Zwischenschritt in der Datenanalyse dar. Allerdings sind

Joint Displays zumeist strukturierter als Clarkes „Situational Mappings“ und zudem fokussieren *Joint Displays* stärker darauf, die Muster und Typenbildung heterogener Daten explorativ in Beziehung zu setzen, während Clarkes Darstellungen eher den Anspruch verfolgen, soziale Wirklichkeit auf neue Art und Weise sichtbar zu machen. Mit ihrem manchmal fast infografisch anmutenden Charakter rücken *Joint Displays* somit eher in die Richtung eines Informationsdesigns à la Tuft (2012, 2018), einem der Pioniere der Datenvisualisierung. Tuft ist vorrangig auf quantitative Daten spezialisiert und vereint in seinem Werk gleichsam ein Ringen um Informationsgerechtigkeit und Klarheit mit einem spielerisch-kreativen Zugang zur Datenvisualisierung. Tufts Werk im Hinblick auf sein Potenzial zur Anfertigung neuartiger, für die Mixed-Methods-Forschung in der Empirischen Kulturwissenschaft nutzbarer *Joint Displays* zu analysieren, stellt meiner Ansicht nach ein Desiderat dar.

Für Empirische Kulturwissenschaftler:innen eignen sich *Joint Displays* aus meiner Sicht nicht nur, um quantitative und qualitative Daten gemeinsam auszuwerten, ähnliche Darstellungen sind auch für rein qualitative Zwischenergebnisse denkbar. Die Visualisierungen stellen für die Empirische Kulturwissenschaft ein relativ neues Genre der Datenauswertung dar, welches die Möglichkeit bietet, komplexe Interpretationszusammenhänge in komprimierter Form – beispielsweise im Rahmen eines Konferenzvortrages – zu präsentieren und zugänglich diskutierbar zu machen. Gerade die Komplexitätsreduktion der *Joint Displays*, welche aber nicht so weit gehen sollte wie das abschließende Fazit der Datenanalyse, ermöglicht es meiner Ansicht, den Nexus Empirie-Interpretation-Theorie als intersubjektiven Erkenntnisraum zu erhalten (Latour 1999). Integrative Darstellungen bieten, um es etwas anders zu formulieren, einen wirkungsvollen Ansatz zur offenen und (durch ihren dokumentarischen Doppelcharakter) intersubjektiv nachvollziehbaren Interpretation heterogener Daten.

Mixed Methods & Empirische Kulturwissenschaft: Hintergründe & Reibungen

Gibt es Bereiche, in denen Diskurs und Praxis der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft den Empirischen Kulturwissenschaftler:innen, die über methodologische Grenzen hinweg forschen möchten, keine Unterstützung bieten können? Wo liegen Reibungspunkte? Eine Annäherung: Es gibt zweifelsohne viele Gegenstandsbereiche innerhalb der Empirischen Kulturwissenschaft, die in ihrer alltagsweltlichen und kulturalanalytischen Ausrichtung von der Inklusion quantitativer Methoden keinesfalls profitieren können, da sonst die Beleuchtung spezifischer Phänomene droht, sich in einer „Anekdote der Mittelwerte“ (Bausinger 1980: 19; siehe auch Rolshoven 2004) zu verlieren; das darf hier nicht vergessen werden. Die zurückhaltende Rezeption des Mixed-Methods-Diskurses im Vielnamenfach ist jedoch nicht als Ausdruck inhärenter Inkommensurabilität zu interpretieren – schließlich stellen sich für viele Empirische Kulturwissenschaftler:innen durchaus Fragen nach konstruktiver interdisziplinärer

Zusammenarbeit, nach Möglichkeiten der Ausweitung der eigenen Interpretationen im Sinne der Falkenstein-Formel (Brückner 1971: 303), gesellschaftliche Probleme zu beschreiben und an deren Lösung mitzuarbeiten oder nach der Nutzung existierender quantitativer Datenbestände – das merkte Bausinger bereits in der Reformphase der Volkskunde an (Bausinger 1977: 7). Im Zuge der Reformierung der Volkskunde und der Aufnahme von konstitutiven Impulsen aus Cultural Studies, Ethnologien und qualitativer Sozialforschung ferner im Angesicht des Positivismusstreits und der Abgrenzung von den positivistischen Quantifizierungsbestrebungen der Soziologie konzentrierte man sich jedoch, und das war sicher damals für die Identität des Faches richtig und wichtig, vorrangig auf qualitative Forschungstraditionen (Bausinger 1980; Ege 2014; Greverus 1983, Lindner et al. 2004, Weber-Kellermann et al. 2003). Darüber hinaus firmiert die Empirische Kulturwissenschaft in einer Wissenschaftslandschaft, die sich sehr weitreichend zweigeteilt hat in qualitative und quantitative Fächer – ohne dass ein gegenstandsbezogener oder fachinterner Dialog über methodologische Grenzen hinweg gepflegt würde (Kelle 2007: 36). Die Aufspaltung der soziologischen Fachgesellschaft(en) entlang dieser Grenzen 2017 zeigt, dass scheinbar derzeit nicht, wie von der Mixed Methods Community gerne selbstbewusst behauptet, mit einer „Versöhnung“ der unterschiedlichen Paradigmen zu rechnen wäre. Es ist innerhalb dieser Gemengelage, dass die Mixed-Methods-Forschung von der deutschsprachigen Sozialforschung nur wenig und von der Empirischen Kulturwissenschaft noch begrenzter diskutiert wurde, und Empirische Kulturwissenschaftler:innen im Studium rein qualitativ ausgebildet werden (Göttsch/Lehmann 2007).

Die eingangs erwähnten „Feinen Unterschiede“ (Bourdieu 1987) und auch die große Marienthal-Studie (Lazarsfeld et al. 1975) sind dagegen Beispiele eines kreativen Methoden-Eklektizismus, der noch weitgehend unberührt vom sich verhärtenden Schisma zwischen quantitativer und qualitativer Forschung scheint. Und auch der Atlas der Volkskunde sei hier nochmals als fachgeschichtliches Beispiel heterogener Datenkombinationen erwähnt. Das Projekt scheint mir aber ideologisch eingefärbter oder zumindest umstrittener als „Die feinen Unterschiede“ und „Marienthal“ und gilt besonders methodologisch durch die Arbeit mit sogenannten Gewährsmännern und an volkscundlichen Idealtypen statt an sozialer Wirklichkeit orientierten Stichproben als wenig belastbar (Schmoll 2009; Simon/Schürmann 1994).

„Die feinen Unterschiede“ und „Marienthal“ demonstrieren dagegen durchaus das analytische Potenzial von heterogenen Methodenkombinationen, ähnlich der aktuellen Mixed-Methods-Forschung, tiefere Einblicke in soziale Phänomene zu gewinnen. Sie stellen für die Empirische Kulturwissenschaft immer noch in vielerlei Hinsicht positive Bezugspunkte dar. Bourdieu geht ähnlich einem Vertiefend-Sequenziellen Mixed-Methods-Design vor, da er soziale Unterschiede und Klassenstrukturen mittels quantitativer Methoden identifiziert, um sie anschließend mit-

hilfe von qualitativen Daten intensiver zu ergründen. „Marienthal“ untersucht die psychosozialen Auswirkungen von Langzeitarbeitslosigkeit: Ähnlich dem Konvergenz-Design der Mixed Methods wurden quantitative Daten (wie Arbeitslosenstatistiken) und qualitative Daten (wie Beobachtungen, Tagebücher, Interviews) parallel genutzt, um ein detailliertes soziales Porträt der Gemeinde zu zeichnen. Im Unterschied zu den zeitgenössischen Mixed-Methods-Ansätzen bleiben aber beide Studien hinter den aktuellen Gütekriterien qualitativer Forschung (Steinke 2000) und denen der Mixed-Forschung (Creswell 2022: 2) zurück, weil eine Transparenz bezüglich des Erhebungskontextes und der Datenauswertung nur bedingt gegeben ist (besonders bei Bourdieu) und auch eine explizite Integration der verschiedenen Datenarten weniger ausgeprägt ist (besonders bei der Marienthal-Studie).

Vor diesem – zugegebenermaßen nur grob skizzierten – wissenschaftsgeschichtlichen Hintergrund stellt sich die Frage, wo Diskurs und Praxis der Mixed Methods Community möglicherweise mehr Reibungspunkte als Unterstützung für Empirische Kulturwissenschaftler:innen bieten. Drei Aspekte erscheinen hier zentral. Der erste ist handwerklicher Natur: Der Mixed-Methods-Diskurs ist weitgehend konzeptuell angelegt und ersetzt keine Statistik-Ausbildung für Empirische Kulturwissenschaftler:innen. (Das „Mischen“ von Methoden darf natürlich nicht auf Kosten der jeweiligen methodologischen Qualität gehen. Das wird auch in der Mixed-Methods-Bewegung als eine Gefahr des Ansatzes diskutiert, Creswell 2022: 3–4). Dieses Hindernis lässt sich aber entweder auf dem Wege der ko-laborativen Forschung ausräumen (auch wenn diese natürlich ihre eigenen Herausforderungen bereitstellt) oder darüber, Statistikkenntnisse selbst noch als Weiterbildungsmaßnahme zu erwerben. Neben universitären Angeboten bieten beispielsweise die deutsche und österreichische Cochrane Society immer wieder fundierte Statistik-Fortbildungen an und über digitale Plattformen wie zum Beispiel *Data Camp* gibt es auch hilfreiche Selbstlern-Angebote.⁴

Zweitens vermittelt die Mixed-Methods-Literatur gelegentlich ein (post-)positivistisches Verständnis von „Daten-Triangulation“, was mit einem konstruktivistischen Verständnis der sozialen Welt, wie es viele Empirische Kulturwissenschaftler:innen vertretenen, nicht kompatibel ist (Kelle 2007: 49–52). Triangulation bezeichnet in den Sozialwissenschaften gemeinhin die Verwendung von mindestens drei unterschiedlichen Methoden, Datenquellen oder Theorien, um ein Forschungsthema aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchten. Durch diesen Ansatz sollen Schwächen einer einzelnen Methode ausgeglichen und ein umfassenderes Verständnis des Untersuchungsgegenstandes erzielt werden. Die Metapher der Triangulation ist aus der Vermessungstechnik entlehnt und dementsprechend deutlich geometrisch

4 <https://www.cochrane.de/veranstaltungen>; <https://austria.cochrane.org/de/workshops>, www.datacamp.com.

konnotiert, während man in der deutschen qualitativen Sozialforschung triangulationskritisch davon ausgeht – in den Worten von Hirschauer –, dass sich soziale Wirklichkeit „nicht mitteln“ lässt (2001: 448). Polemisch formuliert: Im Dreieck zwischen drei verschiedenen Interviewpositionen zu einem sozialen Ereignis liegt nicht die Wahrheit; es sind die drei verschiedenen Positionen, welche soziale Wirklichkeit konstruieren.

Genauer betrachtet erscheint die Gefahr einer formalistisch-geometrischen Umsetzung des Triangulations-Ansatzes durch Empirische Kulturwissenschaftler:innen aber unwahrscheinlich, da die Absurdität eines auf Mittelwerte setzenden Triangulations-Versuches für Menschen mit einer Methoden-Ausbildung im Vielnamenfach augenfällig sein sollte: Für die Idee einer Triangulation gilt grundsätzlich, wie für wahrscheinlich alle Mechanismen der qualitativen Sozialforschung, das Gebot der Gegenstandsangemessenheit (Kelle 2007: 48). Vermutlich ist es aber trotzdem weniger missverständlich – so also auch mein Vorschlag – im Kontext von Mixed Methods für Empirische Kulturwissenschaftler:innen vom *Vertiefungs- oder Komplementierungspotenzial* heterogener Methodenkombinationen zu sprechen. Um beim Beispiel der drei Interviews zu einem sozialen Ereignis zu bleiben: Während ein inhaltlicher Mittelwert zwischen den drei Positionen nicht erhellend sein mag, so mögen die inhaltlichen Kontraste zwischen den Interviews in vielen Fällen (Gegenstandsangemessenheit!) doch einen analytischen Mehrwert produzieren. Darüber hinaus können Methodenkombinationen die „blinden Flecke“ einzelner Erhebungsvarianten analytisch komplementieren, ohne dass die Forschenden dabei Abstand nehmen müssten von interpretativen Analyseansätzen. Widersprechen sich beispielsweise Interview-Accounts und Praxisbeobachtungen, heißt das erst einmal nicht – oder nicht in erster Linie –, dass die Interviews „falsifiziert“ wären, sondern dass dieser Widerspruch interpretiert werden muss, genauso wie beispielsweise ein Widerspruch zwischen quantitativen Strukturfaktoren und biografischen Selbstbeschreibungen.

Drittens tendiert die Mixed Methods Community zu einem für Empirische Kulturwissenschaftler:innen eher verengten Verständnis qualitativer Forschung: In den Beispielen der Mixed-Methods-Lehrbücher und Studien, die sich als Mixed Methods ausweisen, scheint „qualitative Forschung“ vornehmlich auf Interviewforschung zu verweisen. Ethnografische Beobachtungen, Inhaltsanalyse oder auch historische Forschung werden nur selten miteinbezogen. Diese Einschränkung sorgt bei den wenigen Kulturwissenschaftler:innen und Ethnolog:innen, die praktisch mit Mixed Methods arbeiten, für Irritationen. Elizabeth Roberts beispielsweise verwendet den Terminus „Mixed Methods“ nicht konsequent in ihren Publikationen und bezeichnet ihre Arbeit gelegentlich als „Bioethnografie“ (Roberts 2021; und persönliche Kommunikation 2023).

Die von mir vorgestellten Beispiele für Mixed-Methods-Forschung spiegeln dieses begrenzte Methodenverständnis wider: In Verbindung mit den pragmatis-

tisch ausgerichteten Problemlösungs-Forschungsfragen vieler Mixed-Methods-Studien mögen einige selbstidentifizierte Mixed-Methods-Vorhaben für Empirische Kulturwissenschaftler:innen zu Recht zu „dünn“ im Beschreibungsniveau erscheinen bzw. dem Anspruch einer dichteren ethnografischen oder kulturanalytischen Beschreibung nicht gerecht werden. Dennoch sehe ich hier hauptsächlich eine Diskrepanz in der methodischen Repräsentation. Diese Diskrepanz führt dazu, dass Empirische Kulturwissenschaftler:innen bei der Rezeption der Mixed-Methods-Literatur einen größeren Transfer leisten müssen als qualitative Sozialforscher:innen, die sich primär auf Interviews konzentrieren. Praktisch gesehen lassen sich jedoch alle drei Mixed-Methods-Forschungsdesigns auch mit anderen qualitativen Methoden umsetzen, die eine dichtere Beschreibung zulassen. An dieser Stelle möchte ich daher – in umgekehrter Richtung als das anstehende Fazit meines Artikels – das methodenerweiternde Potenzial der Empirischen Kulturwissenschaft als integralen Teil einer internationalen Sozial- und Kulturanthropologie für die Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft hervorheben. Eine systematische Ausarbeitung des Mixed-Methods-Potenzials gerade von ethnografischen Beobachtungen, aber auch diskursanalytischer und historischer Forschung könnte das Methodenspektrum der Mixed Methods verfeinern. Roberts (2021; Huberts et al. 2023) zeigt mit ihren Forschungen in Mexiko, welche tiefgreifende Forschungsergebnisse zu Ungleichheit, öffentlicher Gesundheit und Umweltbelastungen so erzielt werden können, ohne auf Reflexivität in der Forschung zu verzichten (Leighton/Roberts 2020).

Fazit: Impulse der Mixed-Methods-Forschung für Empirische Kulturwissenschaftler:innen

Welche konstruktiven Impulse für Empirische Kulturwissenschaftler:innen lassen sich nun ableiten aus Diskurs und Praxis der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft? Zunächst stellen die Mixed Methods methodische Ansätze bereit, die Empirische Kulturwissenschaftler:innen inhaltlich wie berufstaktisch dabei unterstützen können, weitverzweigte Phänomene und strukturelle Ungleichheitsfaktoren vertiefend und auch ko-laborativ zu untersuchen, sei es durch die parallele Erhebung heterogener Daten zum gleichen Phänomen, durch die Vertiefung quantitativer Erkenntnisse oder durch die Verallgemeinerung zunächst begrenzter qualitativer Ergebnisse als Einzel Forschungen oder in interdisziplinären Teams. Pointieren möchte ich diese Impulse der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft als 1) *vielschichtige Methoden-Explikation* und 2) *forschungspraktische Orientierungshilfe für heterogene Ko-Laborationen*.

Im Rahmen einer *vielschichtigen Methoden-Explikation* bietet die Mixed Methods Community mit ihren Gütekriterien, konkreten Forschungsdesigns und Vorschlägen zur visuellen Datenauswertung gezielte Hilfestellungen für die Planung und Durchführung einer Studie mit heterogener Methodenkombination. Die Mixed-Methods-Gütekriterien (heterogene Daten; Integration der Daten bei Forschungszielsetzung

und Datenauswertung, nicht erst danach; Erarbeitung von emergenten Schlussfolgerungen) können von Empirischen Kulturwissenschaftler:innen genutzt werden, um in der Planung einer Forschung den Dialog zwischen heterogenen Datenbeständen konzeptuell zu berücksichtigen und zu explizieren.

Die grundlegenden Mixed-Methods-Forschungsdesigns (Konvergenz-Design, Vertiefend-Sequenzielles Design, Explorativ-Sequenzielles Design) sind für die praktische Studienplanung und die Durchführung der Forschung nützlich: Das Konvergenz-Design macht Vorschläge zur parallelen Arbeit mit quantitativen und qualitativen Erhebungsmethoden, während das Vertiefend-Sequenzielle Design genutzt wird, um quantitative Ergebnisse mittels qualitativer Daten besser zu verstehen, und das Explorativ-Sequenzielle Design helfen kann, quantitative Erhebungsinstrumente kontextsensibel zu verbessern und qualitative Forschungsergebnisse auszuweiten und zu verallgemeinern.

Die drei Forschungsdesigns wurden klar zur Verbindung quantitativer und qualitativer Daten von der Mixed Methods Community entwickelt. Meiner Ansicht nach lassen sie sich jedoch auch zur besseren, zumindest heuristischen, analytischen Integration rein qualitativer Forschungsmaterialien nutzen: Beispielsweise könnte es auch bei einer rein qualitativen, aber methodenpluralen und translokalen Forschung sinnvoll sein, analytische Konvergenzpunkte zu identifizieren und in der Ausarbeitung von Interviewleitfäden, Recherchefoki oder Beobachtungsplänen zu berücksichtigen. Und das sequenzielle Vorgehen vom Vertiefungs- und vom Explorativ-Design erinnert an das iterative Arbeiten gerade im Rahmen ethnografischer Beobachtungsphasen (Breidenstein et al. 2013) und könnte als Vorlage dienen, noch systematischer Zeitpunkte zu schaffen, an denen die Datenerhebung für Analysephasen unterbrochen wird, um anschließend den Erhebungsfokus anzupassen. Überhaupt erscheinen mir die zahlreichen Lehrbücher der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft (zu empfehlen sind beispielsweise Creswell 2018, 2022) hilfreich auch im Rahmen einer rein qualitativen Methoden-Explikation, weil diese Werke durch ihren interdisziplinären und transmethodischen Erklärungsimpuls bemerkenswert anschaulich gehalten sind.

Des Weiteren sind *Joint Displays* ein hilfreiches methodisches Werkzeug zur gemeinsamen Auswertung qualitativer und quantitativer Daten – und, gemäß ihres analytischen Doppelcharakters, um später in Präsentationen oder Artikeln den eigenen Interpretationsprozess intersubjektiv nachvollziehbar zu machen. *Joint Displays* könnten darüber hinaus auch für rein qualitative Forschungen genutzt werden, beispielsweise um einen Kodierungsprozess oder die Operationalisierung einer spezifischen Theorie für eine Archiv-Forschung zu visualisieren. Letztlich sind die Darstellungen ein Werkzeug, um den Nexus Empirie-Interpretation-Theorie für ein Publikum zu erhalten, und zum Beispiel auch für Konferenzvorträge nutzbar, da

letztere durch ihre Kürze oft daran scheitern, qualitative Auswertungsprozesse nachvollziehbar (und damit kritisierbar) zu machen.

Im Sinne einer *forschungspraktischen Orientierungshilfe für heterogene Ko-Laborationen* baut diese Methoden-Explikation Brücken zur erfolgreichen Zusammenarbeit mit anderen, vielleicht quantitativ arbeitenden Wissenschaftler:innen. Die detaillierten Forschungsdesigns der Mixed Methods Community sowie das differenzierte methodologische Vokabular eignen sich beispielsweise als konstruktive interdisziplinäre Gesprächsgrundlage, entsprechend der im Bettenhochhaus der Charité formulierten ärztlichen Nachfrage zu den methodologischen Details einer möglichen Ko-Laboration mit einer Empirischen Kulturwissenschaftlerin & Ethnologin. Empirische Kulturwissenschaftler:innen, die das Vielnamenfach verlassen und in interdisziplinären Zusammenhängen arbeiten, können die Mixed-Methods-Literatur beispielsweise nutzen, um präzise formulieren zu können, an welcher Stelle einer größeren Studie sie ihre eigene methodische Expertise am sinnvollsten einbringen wollen. Darüber hinaus hilft eine Kenntnis der möglichen Mixed-Methods-Forschungsdesigns bewerten zu können, welche Spielräume und Abhängigkeiten unterschiedliche Strukturen einer Mixed-Methods-Ko-Laboration mit sich bringen können. Das kann hilfreich sein zur Einschätzung interdisziplinärer Kooperationsanfragen wie auch zur Planung eigener Forschungsvorhaben oder Verbundprojekte.

Konvergenz-Designs schränken die Überraschungsoffenheit qualitativer Forschung stark ein. Sie ermöglichen es nicht, sequenziell auf Zwischenergebnisse eines Erhebungsstranges zu reagieren. Gleichsam bieten sie aber die Möglichkeit für engmaschig organisierte interdisziplinäre Teams, welche sich in konsequentem inhaltlichen Austausch befinden, im Vorfeld einer Forschung recht gezielt gemeinsame Forschungsinteressen zu formulieren. Es ermöglicht ihnen auch, deren methodologische und analytische Operationalisierung vorzunehmen (also Konvergenzpunkte zu identifizieren, in der Terminologie der Mixed-Methods-Forschungsgemeinschaft) und diese gezielt in gemeinsamen Forschungsvorhaben zu verfolgen. Die Suche nach konkreten methodischen Ko-Laborationsmöglichkeiten mit der Charité mündete im Hinblick auf meine eigene Forschung zu Wissens- und Digitalisierungsprozessen bei der Brustkrebsberatung in der Planung und aktuellen Durchführung eines Konvergenz-Designs. Wir hoffen mit dem Design vertiefen zu können, wie Frauen mit unterschiedlicher Technologie-Affinität digitalisierte Beratungs- und Begleitungsangebote zu vererbtem Brustkrebs wahrnehmen und nutzen.⁵

5 Zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Artikels waren die Ergebnisse der spezifisch erwähnten Konvergenz-Studie leider noch nicht abschließend ausgewertet und publiziert, Speiser et al. (2023) bietet aber eine erste ko-laborative Annäherung, während Schmid et al. (2022) und Heibges (2019) den gleichen Forschungskontext vornehmlich ethnografisch in den Blick nehmen.

Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesigns stellen eine Möglichkeit für Empirische Kulturwissenschaftler:innen dar, um sich produktiv in vorwiegend quantitativ ausgerichtete Forschungsprojekte einzubringen und diese zu unterstützen. Auch quantitativ Forschenden, die relativ wenig über qualitative Methoden oder Mixed Methods wissen, wird dieses bekannteste Mixed-Methods-Design vermutlich geläufig oder zumindest plausibel zu machen sein, weil es einen klassischen Ansatz darstellt, unklare oder ungewöhnliche quantitative Ergebnisse vertiefend zu erklären. Qualitative Expertise kann hier gleichsam einen Service für die quantitative Forschung leisten, bleibt allerdings ausführend und ohne eigenen Gestaltungsspielraum, da sie auf die erste quantitative Erhebungsphase reagieren muss. Vertiefend-Sequenzielle Forschungsdesigns empfehlen sich dementsprechend, so meine Vermutung, am stärksten für Empirische Kulturwissenschaftler:innen, welche sich in vorwiegend quantitativ dominierten und schon weit vordefinierten Forschungskontexten wiederfinden, vielleicht durch den interdisziplinären Stellenwechsel in einen eher positivistischen Forschungskontext. Der Verweis auf und die Planung eines Vertiefend-Sequenziellen Forschungsdesigns stellt hier eine konstruktive Taktik dar, die eigene qualitative Expertise zum Einsatz zu bringen und in weitgehend quantitativ angelegte Erkenntnislogiken doch ein qualitatives Element zu platzieren.

Explorativ-Sequenzielle Forschungsdesigns ermöglichen Empirischen Kulturwissenschaftler:innen wiederum ein überraschungsoffeneres und autoritativeres Vorgehen. Sie bieten sich also für Ko-Laborationen unter kulturwissenschaftlich-qualitativer Führung an. Im Rahmen des Explorativ-Sequenziellen Forschungsdesigns können nun quantitativ Forschende einen Service für die qualitative Forschung leisten. Quantitativ Forschende können beispielsweise dabei unterstützen, mehr über die Verbreitung eines qualitativ erhobenen und typologisierten Phänomens herauszufinden. Auch scheint es mir, dass das Explorativ-Sequenzielle Forschungsdesign am besten die Stärken der beiden Ansätze zur Entfaltung bringt: Überraschungsoffenheit, Kontextsensibilität und induktive Hypothesengenerierung sind beispielsweise als drei qualitative Stärken zu nennen – Auskunfts-fähigkeit zur strukturellen Verbreitung, Häufigkeit und faktoriellen Bedingtheit von Phänomenen sind quantitative Stärken.

Das *Whatever-works* und die Vorstellung einer bereits erfolgten Überwindung des Quant-Qual-Schismas der Mixed Methods Community mögen möglicherweise naiv erscheinen. Dennoch bieten die konzeptuellen Setzungen und praktischen Handreichungen des Mixed-Methods-Diskurses wertvolle taktische Möglichkeiten. Sie ermöglichen es Empirischen Kulturwissenschaftler:innen, konstruktive Ko-Laborationen in verschiedenen Konstellationen zu gestalten. Außerdem können qualitative Ergebnisse in einer quantitativ dominierten Welt mithilfe des Explorativ-Designs taktisch relevanter gemacht werden. Es ist deshalb – so mein abschließendes Fazit – zu

hoffen, dass sich Empirische Kultur:wissenschaftler:innen daran beteiligen werden, Mixed-Methods-Ansätze noch stärker für das Vielnamenfach (um-) zu gestalten.

Literatur

- Bausinger, Hermann. 1977. „The Renaissance of Soft Methods: Being Ahead by Waiting.“ *Folklore Forum* 10: 1–8.
- Bausinger, Hermann. 1980. „Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit.“ *Zeitschrift für Volkskunde* 76: 1–21.
- Bieler, Patrick, Milena D. Bister und Christine Schmid. 2021. „Formate des Ko-laborierens.“ In *Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren: Positionsbestimmungen ethnografischer Praxis* (Berliner Blätter, 83), hrsg. von Frederike Faust und Janine Hauer, 65–87. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin.
- Binder, Beate, Friedrich von Bose, Katrin Ebell, Sabine Hess und Anika Keinz, Hrsg. 2013. *Eingreifen, Kritisieren, Verändern !? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bourdieu, Pierre. 1987. *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bradt, Joke, Noah Potvin, Amy Kesslick, Minjung Shim, Donna Radl, Emily Schriver, Edward J. Gracely und Lydia T. Komarnicky-Kocher. 2015. „The Impact of Music Therapy versus Music Medicine on Psychological Outcomes and Pain in Cancer Patients: A Mixed Methods Study“. *Supportive Care in Cancer* 23 (5): 1261–1271. <https://doi.org/10.1007/s00520-014-2478-7>
- Breidenstein, Georg, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff und Boris Nieswand. 2013. *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UTB. <https://doi.org/10.36198/9783838539799>
- Brückner, Wolfgang. 1971. *Falkensteiner Protokolle*. Frankfurt am Main: Deutsche Gesellschaft für Volkskunde.
- Bustamante, Carolina. 2019. „TPACK and Teachers of Spanish: Development of a Theory-Based Joint Display in a Mixed Methods Research Case Study.“ *Journal of Mixed Methods Research* 13 (2): 163–178. <https://doi.org/10.1177/1558689817712119>
- Cabrera, Nolan L. 2011. „Using a Sequential Exploratory Mixed-Method Design to Examine Racial Hyperprivilege in Higher Education.“ *New Directions for Institutional Research* (151): 77–91. <https://doi.org/10.1002/ir.400>
- Clarke, Adele E. 2005. *Situational Analysis: Grounded Theory After the Postmodern Turn*. Thousand Oaks: Sage.
- Creswell, John W. 2018. *Research Design: Qualitative, Quantitative, and Mixed Methods Approaches*. Los Angeles: Sage.
- Creswell, John W. 2022. *A Concise Introduction to Mixed Methods Research*. Los Angeles: SAGE.
- Durante, Angela, Younas Ahtisham, Angela Cuoco, Josiane Boyne, Bridgette Brawner, Raul Juarez-Vela und Ercole Vellone. 2022. „Informal Caregivers of People with Heart Failure and Resilience: A Convergent Mixed Methods Study.“ *Journal of Advanced Nursing* 78 (1): 264–275. <https://doi.org/10.1111/jan.15078>

- Ege, Moritz. 2014. „Birmingham – Tübingen: Cultural Studies und Empirische Kulturwissenschaft in den 1970er Jahren.“ *Historische Anthropologie* 22 (2): 149–181. <https://doi.org/10.7788/ha-2014-0202>
- Fetters, Michael D. und Chihiro Tajima. 2022. „Joint Displays of Integrated Data Collection in Mixed Methods Research.“ *International Journal of Qualitative Methods* 21: 16094069221104564. <https://doi.org/10.1177/16094069221104564>
- Gesing, Friederike, Michi Knecht, Michael Flitner und Katrin Amelang, Hrsg. 2019. *Naturen-Kulturen: Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839440070>
- Göttsch, Silke und Albrecht Lehmann, Hrsg. 2007. *Methoden der Volkskunde*. Berlin: Reimer.
- Greverus, Ina-Maria. 1983. „Die Sehnsucht des Ethnologen nach dem Feld.“ In *Europäische Ethnologie: Theorie- und Methodendiskussion aus ethnologischer und volkskundlicher Sicht*, hrsg. von Heide Nixdorff und Thomas Hausschild, 207–219. Berlin: Reimer.
- Guetterman, Timothy C., Sergi Fàbregues und Rae Sakakibara. 2021. „Visuals in Joint Displays to Represent Integration in Mixed Methods Research: A Methodological Review.“ *Methods in Psychology* 5: 100080. <https://doi.org/10.1016/j.metip.2021.100080>
- Guetterman, Timothy C., Michael D. Fetters und John W. Creswell. 2015. „Integrating Quantitative and Qualitative Results in Health Science Mixed Methods Research Through Joint Displays.“ *Annals of Family Medicine* 13 (6): 554–561. <https://doi.org/10.1370/afm.1865>
- Hardy, Lisa J., Adi Mana, Leah Mundell, Moran Neuman, Sharón Benheim und Eric Otenyo. 2021. „Who Is to Blame for COVID-19? Examining Politicized Fear and Health Behavior through a Mixed Methods Study in the United States.“ *PLOS ONE* 16 (9): e0256136. <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0256136>
- Heibges, Maren. 2019. „Waldarbeit. Praxis der medizinischen Stammbaum-Arbeit in der familiären Krebsberatung.“ *Curare. Zeitschrift für Medizinethnologie* 42 (1+2): 31–47.
- Heibges, Maren, Katharina Jungnickel und Markus A. Feufel. 2023. „Scrum.“ In *Handbook Transdisciplinary Learning*, hrsg. von Thorsten Philipp und Tobias Schmohl, 349–358. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839463475-036>
- Hirschauer, Stefan. 2001. „Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen: Zu einer Methodologie der Beschreibung.“ *Zeitschrift für Soziologie* 30: 429–451.
- Huberts, Alyssa, David Palma, Ana Cecilia Bernal García, Faith Cole und Elizabeth F. S. Roberts. 2023. „Making Scarcity ‚Enough‘: The Hidden Household Costs of Adapting to Water Scarcity in Mexico City.“ *PLOS Water* 2 (3): e0000056. <https://doi.org/10.1371/journal.pwat.0000056>
- Kelle, Udo. 2007. „Integration qualitativer und quantitativer Methoden.“ In *Qualitative Datenanalyse: computergestützt: Methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis*, hrsg. von Udo Kuckartz, Heiko Grunenberg und Thorsten Dresing, 50–64. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90665-2_3
- Klausner, Martina und Jörg Niewöhner. 2020. „Integrierte Forschung – ein ethnographisches Angebot zur Ko-Laboration.“ In *Das geteilte Ganze: Horizonte Integrierter Forschung für künftige Mensch-Technik-Verhältnisse*, hrsg. von Bruno Gransche und Arne Manzeschke, 153–169. Wiesbaden: Springer Fachmedien. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26342-3_8

- Klotz, Maren. 2013. „Genetic Knowledge and Family Identity: Managing Gamete Donation in Britain and Germany.“ *Sociology* 47: 994–1011. <https://doi.org/10.1177/0038038513501729>
- Kuckartz, Udo. 2014. *Mixed Methods: Methodologie, Forschungsdesigns und Analyseverfahren*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93267-5>
- Latour, Bruno. 1999. „Circulating Reference.“ In *Pandora's Hope*, 24–79. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.
- Lazarsfeld, Paul, Marie Jahoda und Hans Zeisel. 1975. *Die Arbeitslosen von Marienthal*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Leighton, Mary und Elizabeth F. S. Roberts. 2020. „Trust/Distrust in Multidisciplinary Collaboration: Some Feminist Reflections.“ *Catalyst: Feminism, Theory, Technoscience* 6 (2): 1–27. <https://doi.org/10.28968/cftt.v6i2.32956>
- Lindner, Rolf, Reinhard Johler und Bernhard Tschofen. 2004. „Was kann Europäische Ethnologie (nicht)?“ *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 15 (4): 156–175.
- Pelto, Pertti J. 2015. „What Is So New About Mixed Methods?“ *Qualitative Health Research* 25 (6): 734–45. <https://doi.org/10.1177/1049732315573209>
- Pelto, Pertti J. 2017. *Mixed Methods in Ethnographic Research: Historical Perspectives*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315228822>
- Reay, Diane. 2021. „The Working Classes and Higher Education: Meritocratic Fallacies of Upward Mobility in the United Kingdom.“ *European Journal of Education* 56 (1): 53–64. <https://doi.org/10.1111/ejed.12438>
- Roberts, Elizabeth F. S. 2021. „Making Better Numbers through Bioethnographic Collaboration.“ *American Anthropologist* 123 (2): 355–369. <https://doi.org/10.1111/aman.13560>
- Rolshoven, Johanna. 2004. „Europäische Ethnologie: Diagnose und Prognose einer kultur- und sozialwissenschaftlichen Volkskunde.“ *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 15 (4): 73–87.
- Schmid, Christine, Frauke Mörike und Markus A. Feufel. 2022. „Ärzt*in, Patient*in und ein digitaler Dritter: Wie eine online-gestützte Informationstechnologie ärztliche Beratungen standardisiert und personalisiert.“ *Curare. Zeitschrift Für Medizinethnologie* 45 (1): 77–100.
- Schmoll, Friedemann. 2009. *Die Vermessung der Kultur: Der „Atlas der deutschen Volkskunde“ und die Deutsche Forschungsgemeinschaft, 1928–1980*. Stuttgart: Steiner.
- Schoonenboom, Judith. 2022. „Developing the Meta-Inference in Mixed Methods Research through Successive Integration of Claims.“ In *The Routledge Handbook for Advancing Integration in Mixed Methods Research*. Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780429432828-6>
- Seghers, Marie, Simon Boone und Piet Van Avermaet. 2019. „Social Class and Educational Decision-Making in a Choice-Driven Education System: A Mixed-Methods Study.“ *British Journal of Sociology of Education* 40 (5): 696–714. <https://doi.org/10.1080/01425692.2019.1581051>
- Simon, Michael und Thomas Schürmann. 1994. „Ein Kapitel für sich: Der Atlas der deutschen Volkskunde.“ *Zeitschrift Für Volkskunde* 90 (2): 230–237.
- Speiser, Dorothee, Maren Heibges [geteilte Erstautorinnenschaft], Laura Besch, Caren Hilger, Marie Keinert, Katharina Klein, Gudrun Rauwolf et al. 2023. „A Paradigmatic Approach

- to Support Personalized Counseling With Digital Health (iKNOW).“ *Journal of Medical Internet Research (Formative Research)* 7 (1): e41179. <https://doi.org/10.2196/41179>
- Steinke, Ines. 2000. „Gütekriterien qualitativer Forschung.“ In *Qualitative Forschung*, hrsg. von Uwe Flick, 319–331. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch.
- Tufte, Edward R. 2012. *Visual Explanations: Images and Quantities, Evidence and Narrative*. Cheshire, Conn: Graphics Press.
- Tufte, Edward R. 2018. *The Visual Display of Quantitative Information*. Cheshire, Conn: Graphics Press.
- Uher, Jana. 2021. „Psychometrics is not Measurement: Unraveling a Fundamental Misconception in Quantitative Psychology and the Complex Network of its Underlying Fallacies.“ *Journal of Theoretical and Philosophical Psychology* 41 (1): 58–84. <https://doi.org/10.1037/teo0000176>
- Weber-Kellermann, Ingeborg, Andreas C. Bimmer und Siegfried Becker. 2003. „Europäische Ethnologie zwischen Sozial- und Kulturwissenschaft: Ein Ausblick.“ In *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie: Eine Wissenschaftsgeschichte*, hrsg. von Ingeborg Weber-Kellermann, Andreas C. Bimmer und Siegfried Becker, 192–204. Stuttgart: Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05089-2_7
- Wellgraf, Stefan. 2012. *Hauptschüler: Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung*. Bielefeld: Transcript. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839420539>